

**Zeitschrift:** Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich  
**Herausgeber:** Thomas Mann Gesellschaft Zürich  
**Band:** 22 (1987-1988)

**Artikel:** Thomas Mann an seinen Bruder Heinrich : neuaufgefundene Briefe aus der Hitler-Zeit  
**Autor:** Wysling, Hans / Pfister, Werner  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1052857>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Thomas Mann an seinen Bruder Heinrich

Neuaufgefundene Briefe aus der Hitler-Zeit

Vorgelegt von Hans Wysling und Werner Pfister

Was man seit langem erhofft hat, ist eingetreten: Ein bisher unbekanntes Konvolut von Briefen Thomas Manns an seinen Bruder Heinrich ist im Feuchtwanger-Archiv der University of Southern California (Prof. Harold von Hofe) aufgefunden worden. Es handelt sich um 36 Briefe und Karten aus den Jahren 1933–1941. Heinrich Mann hat kurz vor seinem Tod (er starb am 12. März 1950) seinem Freund Lion Feuchtwanger vier mit Manuskripten gefüllte Kisten zur Durchsicht übergeben. Weshalb nicht seinem Bruder? Offenbar glaubte er von Feuchtwanger eine sorgfältigere Behandlung der Dokumente erwarten zu dürfen.

Die Dokumente werden jetzt im «Feuchtwanger Institute for Exile Studies» bearbeitet. Wir legen unseren Lesern eine Auswahl vor und danken dem Feuchtwanger-Archiv für die Zustellung von Kopien, Herrn Prof. Dr. Golo Mann und dem S. Fischer Verlag für die Freigabe der Texte.

Küsnacht-Zürich 5. VII. 34.  
Schiedhaldenstraße 33

*Lieber Heinrich,*

Heute kam Deine Karte, und so kann ich Dir für Deinen Brief vom 27. Juni danken, der uns hier so freundlich wieder begrüßte. Die Idee mit Ossietzky<sup>1</sup> ist vorzüglich; aber der Preis wird in Oslo, nicht in Stockholm vergeben, und ich habe weder ein Vorschlagsrecht noch irgendwelche Beziehungen zu dem Komitee. Daß man an dieses den Gedanken heranträgt, ist sicher richtig; aber wird es ihn aufgreifen? Das Ausland ist im Ganzen wenig geneigt, der deutschen Regierungsbände die moralischen Ohrfeigen zu geben, die am Platze wären. – Etwas anderes ist es mit dem Literaturpreis. Hier kann ich erstaunt und ungläubig an Prof. Böök<sup>2</sup>, den entscheidenden Akademiker schreiben, – aufrichtig ungläubig; denn ich kann mir nicht denken, daß man den international völlig obskuren und totlangweiligen Kolbenheyer<sup>3</sup> der Welt präsentieren will. Meines Wissens hat leider H. Stehr<sup>4</sup> bessere Aussichten – auch das wäre natürlich ein Malheur und Aergernis. Ich weiß nicht recht, was nach dieser Richtung dort oben möglich ist. Es ist nur wahrscheinlich, daß sich unter dem Eindruck der jüngsten Geschehnisse die Neigung, den

Preis nach Deutschland zu geben, verringert hat. Da ich leider weiß, was *nicht* möglich ist, habe ich auf Hermann Hesse<sup>5</sup> gewiesen, von dem ich einiges sehr liebe, und der ein sympathisches Stück deutschen Außerdeutschtums darstellt.

Der Tod Pallenbergs<sup>6</sup> hat auch mich entsetzt und mit Trauer erfüllt. Ich nehme an, daß die Massary unterdessen von Wien nach Bissone bei Lugano zurückgekehrt ist. Wir haben unser Mitgefühl an Franks in Sanary<sup>7</sup> telegraphiert. Die Zeitungen jenes unseligen Territoriums<sup>8</sup> schreiben anlässlich des Unglücks von dem «ekelhaften jüdischen Possenreißer, dem nichts heilig war», – damit nur ja kein Punkt sei, in dem das «Deutsche» nicht zur Welt natürlichen Anstandes und der Menschlichkeit in schönstem Gegensatz stände. Wie soll das werden? Man sieht es ungefähr an den neuesten Blut-Obzönitäten. Diese ungeheuerere Schweinerei nimmt ihren Lauf nach dem Gesetz, wonach sie angetreten, und man darf überzeugt sein, daß sie nach diesem Gesetz auch enden wird. –

Amerika<sup>9</sup> war ein großartiger Jux, – womit ich das Eindrucksvolle und das Überflüssige der Sache gekennzeichnet haben möchte. Sie hat mich vier Wochen gekostet, die ich mir eigentlich meines 3. Bandes wegen nicht leisten konnte. Und doch will ich den Ausflug nicht bereuen, denn es hat ja sein Schönes und Gutes, dies Einernten sovieler in Jahren gesäter und herangewachsener Sympathie. Ich habe mehr als einmal von Leuten gehört, jungen und älteren, es sei ihnen wie ein Traum, «like a dream», mich in Wirklichkeit vor sich zu haben; und wie ein Traum war auch mir das Ganze: Als ich bei dem «Testimonial Dinner» am 6. Juni im Plaza-Hotel (300 Personen, das ganze literarische Manhattan mit dem Mayor an der Spitze) zu meiner Dankesrede<sup>10</sup> aufstand, war mir wahrhaftig recht träumerisch zu Mut. Zehn gesellschaftlich über und über beanspruchte Tage in New York genügen natürlich nicht, um irgendwelchen genaueren Einblick zu gewinnen, aber rein atmosphärisch waren meine Eindrücke hoffnungsvoll. Es gilt für die Zukunft zwar alles für möglich, auch ein Sowjet-Amerika, aber seelisch schienen mir die Leute gesünder und heiterer als bei uns, keineswegs so hysterisiert, und Roosevelt ist a good man in der angelsächsischen Bedeutung dieses Wortes, das ist sicher. Er macht zwar auch Diktatur, aber zweifellos aufrichtig im Interesse der Demokratie, und von den Besseren habe ich immer wieder gehört, daß ohne ihn bestimmt die Revolution gekommen wäre. Kennen gelernt habe ich ihn übrigens nicht, sondern nur den Bürgermeister von New York, der uns auch zur Flottenparade einlud, La Guardia<sup>11</sup>, ein italienischer Halbjude aus dem Neger- und Judenviertel East-Harlem, die amüsanteste und humoristisch gerissenste Physiognomie, die mir vorgekommen. Auch noch einen schwedischen Adoptiv-Sohn hat er und repräsentiert ausgezeichnet die Riesenstadt mit ihrem Durcheinander von Rassen, Sprachen und Menschentypen. Es ist die einzige wirkliche Weltstadt, menschliches Freiland, und könnte, glaube ich, selbst uns resorbieren, wie sie z.B. George Groß<sup>12</sup> sichtlich schon resorbiert hat. Amerikaner kann man werden, und vielleicht sollte man es.

Der Klügere warst Du, der unterdessen gearbeitet hat. Dein Aufsatz über die Demokratie<sup>13</sup>, die Du meinst, war wundervoll in der Haltung, und ich kann nicht

sagen, wie neugierig ich auf den Königsroman<sup>14</sup> bin. Hat er gute Fortschritte gemacht?

Herzliche Wünsche für Deine Erholung!

T.

Küsnacht-Zürich 11. IX. 34.  
Schiedhaldenstraße 33

*Lieber Heinrich,*

auch ich wollte Dir gerade schreiben, aus Anlaß Deines bewundernswerten Aufsatzes in der «Sammlung»<sup>1</sup> über die gottgeschlagene deutsche Kollegenschaft. Ich habe ihn mit tiefer Zustimmung gelesen, und auch Schweizer Gemüter hat er lebhaft bewegt, wie ich feststellen konnte. Die deutschen Intellektuellen, Professoren und Schriftsteller, werden die letzten sein, die zugeben werden, daß alles ein elender Wahnsinn war; sie müssen am längsten «durchhalten», so jammervoll wie sie sich festgelegt und prostituiert haben. Das Volk ist offenkundig schon viel weiter als sie. Wir haben jetzt viel Besuch aus dem Reich<sup>2</sup>; auch Figuren, die schon ganz versunken waren, tauchen wieder auf, gealtert, leise redend und erschüttert von dem, was sie draußen über die Lage ihres Landes erfahren. Daß das Regime von innen her weitgehend angefault, Aberglaube und Begeisterung in vollem Verfall begriffen sind, darin stimmen alle Nachrichten überein. Namentlich der völlige Stimmungsumschlag in der Studentenschaft<sup>3</sup> wird allgemein bestätigt und ist ja, was wenigstens München betrifft, durch den Brief der Nazi-Studenten an den «Stürmer»<sup>4</sup> bekannt geworden, der deshalb – und nicht wegen Beleidigung Masaryks<sup>5</sup> – verboten wurde. Der quasselnd in Jahrtausenden lebende Hanswurst an der Spitze ist bewacht wie nie ein Romanow<sup>6</sup> es war, – Luftschutz, schwer bewaffnetes Absperrungsspalier, wohin er kommt, und doch sollen im Juli 4 Attentatsversuche vorgekommen sein. Vielleicht wäre es noch zu früh. Aber die Frage «Wie lange noch?» beherrscht nach allem, was ich höre, jedes vertrauliche Gespräch – nur eben auch, leider mit Recht, die andere: «Was dann?» Das längst Verachtete lebt vorläufig noch davon, daß nichts da ist oder nichts sichtbar ist, was an seine Stelle treten könnte – es weiß das selbst. Leider lebt es aber auch von der Misere der Außenwelt und der allgemeinen Ratlosigkeit, die ihm als günstige Folie dient. Da auch Rußland und Italien darben und durchhalten, Frankreich in keiner guten Haut steckt, Amerika vor dem Chaos steht, so ist es am Ende gut, irgend etwas wie eine Ordnung zu haben – das ist das Schlimme und Verzögernde. Die Haltung der deutschen Massen ist, wenn ich recht sehe, ein fatalistisches Zuwarten und Auf die

Katastrophe hin leben, die ja auch wirklich jeden Augenblick von irgend einer Seite kommen kann. Ich wollte, dieser Alpdruck von Reich wäre erst aufgelöst, Bayern zu Oesterreich abgewandert und Deutschland von der Politik befreit. Goethe sagte einfach<sup>7</sup>: «Verpflanzt und zerstreut in alle Welt, wie die Juden, müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.» Es ist gut, jetzt Goethes Gespräche zu lesen (die «eine abweisende Gestalt»<sup>8</sup> wirkt sehr schön in Deinem Aufsatz). Aber auch in den alten «Briefen eines Unbekannten» (Alexander Viller)<sup>9</sup> lese ich augenblicklich viel. I.J. 1870 schreibt er: «Ich habe dieses singende, phrasendreschende Volk so satt, daß ich all die tausend Bande, die meine Seele an Deutschland knüpfen, unwillig zerrissen habe.» Ja, ja. –

Ob ich für Deinen Freund Graetz<sup>10</sup> etwas werde ausrichten können, ist mir zweifelhaft. Alles, was über den geplanten Film bekannt geworden, weiß ich selbst nur aus den Zeitungen; nie habe ich über die Einzelheiten der Regie und Besetzung von der Gesellschaft direkt etwas gehört, und obgleich sie mitteilen läßt, ich würde «die Regie überwachen», habe ich nicht den Eindruck, daß ich irgendwelchen Einfluß haben werde. Ich habe einfach den Optionsvertrag unterschrieben, etwas Hals über Kopf, da Reinhart und Werfel eine große alttestamentliche Schau<sup>11</sup> planen und ich fürchten mußte, die Londoner würden mir daraufhin noch abspringen. Die geschäftlichen Verhandlungen wurden telegraphisch geführt. Ich habe jetzt, es ist schon eine Reihe von Tagen her, brieflich einige Fragen gestellt und muß sehen, ob ich darauf eine Antwort bekomme. Eventuell kann ich dann mit dem Hinweis auf Graetz weiter gehen. –

In meinen 3. Band bin ich leider durchaus nicht vertieft, sondern treibe «Nebendinge». Sei es, daß ich dieser Welt überdrüssig war oder daß das Nicht reagieren auf die Reize, die die politischen Dinge beständig auf das kritische Gewissen üben, einem auf die Dauer doch gegen die schriftstellerische Ehre geht – kurz, ich habe Wochen lang ausladende Vorbereitungen zu einer Kampf- und Bekenntnisschrift<sup>12</sup> gegen das Dritte Reich getroffen, – um sie dann doch vorläufig wieder liegen zu lassen. Fange ich an damit, so wird es eine weitläufige Sache von Monaten, vielleicht vielen Monaten auf Kosten des ohnedies übertragenen Romans, den Viele selbst als Gegen-Werk und -Leistung empfinden, und um den es mir leid tut. Auch frage ich mich, ob so ein Frontal-Angriff eigentlich meine Sache ist, da sowieso alles erkannt und ausgesprochen wird, am glänzendsten von Dir, aber auch von den Zeitungen, und nicht zu fürchten ist, daß irgendjemand sich über dies miserable Unwesen täuscht. Auch scheint es fast schon zu spät, sich noch ausdrücklich und ausführlich gegen dies längst über und über widerlegte Unwesen zu bekennen. Kurz, ich schwanke, ein recht energievoller Zustand übrigens; und um Zeit zu gewinnen, beschäftige ich mich mit etwas Drittem, Neutralem und schreibe, um den Essayband<sup>13</sup> zu kompletieren, eine Art von großem Feuilleton<sup>14</sup>: «Meerfahrt mit Don Quijote», worin tagebuchförmig die Schilderung einer Ozeanreise mit Notizen über das Buch verwoben wird. Das unterhält mich vorläufig, und bis es fertig ist, werde ich vielleicht besser wissen, was ich will.

Wohl Dir, daß Dein Roman<sup>15</sup> wächst. Ich freue mich auf sein Erscheinen. Jetzt lese ich in den Korrekturbogen<sup>16</sup> den Deines Neffen Klaus «Flucht in den Norden» und finde ihn anmutig.

Sei herzlich begrüßt!

T.

Küsnacht-Zürich 13. XII. 34.  
Schiedhaldenstraße 33

*Lieber Heinrich,*

darf ich Dir, zu gelegentlicher Unterhaltung, beifolgende Plauderei<sup>1</sup> senden, die kürzlich im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien? Ich nehme sie als Schlußstück in eine Essaysammlung auf, die auch den beschriebenen Wagner-Aufsatz, die Goethe-Reden und anderes Affronthafte enthalten soll, und die Beremann tatsächlich im Februar herausbringen will. Wenn der Band nicht verboten wird, ist es der beste Beweis, daß dort drüben die Zügel schleifen. Auch einen Bericht aus der Baseler Nationalzeitung<sup>2</sup> über eine sehr erfreuliche Versammlung lege ich bei, die vor vier Wochen dort stattfand, und bei der ich mitwirkte, – freilich mit inneren Hemmungen; denn der Pazifismus ist ja in eine etwas schiefe Lage geraten, seit die Wölfe ihn predigen. Ich habe darum auch keineswegs gegen die militärische Bereitschaft der friedliebenden Völker gesprochen.

Über Deinen so ehrenvollen und erfolgreichen Aufenthalt in Prag<sup>3</sup> haben wir viel gehört und gelesen und sahen auch das hübsche Bild mit Goschi<sup>4</sup>, die wieder zu umarmen Dich gewiß beglückt hat. In Basel hörte ich, Du habest der dortigen Studentenschaft einen Vortrag<sup>5</sup> zugesagt. Käme Du nur einmal! Das Zürcher Schauspielhaus, das übrigens sehr daran denkt, Deine «Madame Legros»<sup>6</sup> wieder aufzuführen, würde sich auch nicht wenig freuen. Was sollte Dich hindern? Die Vorgänge um die «Pfeffermühle»<sup>7</sup>, von denen Du vielleicht gehört hast, dürfen Dir kein zu schwarzes Bild von den Schweizer Zuständen geben. Es war eine Lausbüberei mit persönlichen Hintergründen. Die Behörden haben sich ausgezeichnet gehalten, und das Zürcher Gastspiel ist programmäßig und sehr triumphal zu Ende gegangen. Erika geht nun nächstens mit ihrer Truppe nach Prag, wo wir uns wohl treffen werden; denn ich werde im Januar<sup>8</sup> dort Deinen Spuren folgen und auch Wien und Budapest nach Jahren wieder besuchen.

Wann kommt Dein Königsroman? Das Erscheinen des Jugend-Bandes muß unmittelbar bevorstehen, und meine Begier ist groß danach. Mit Recht hoffentlich denke ich Dich mir in guter Gesundheit und überhaupt guten Mutes an späteren Teilen des Werkes arbeitend.

Und unsere Rückkehr nach Deutschland? Wie beurteilst Du die Aussichten? Nicht daß ich's nicht erwarten könnte, persönlich – im Gegenteil, es lockt mich wenig, je wieder unter diesen rauschsüchtigen Dummköpfen zu wohnen, die unserem das Leben schon längst so sauer gemacht hatten. Und doch, was «Erwartung» ist im Sinne älterer Inbrunst, erfährt man jetzt im nie aussetzenden Hoffen und Beten, daß dem Schurken-Régime zu Hause recht bald das verdiente Ende beschieden sein möge. Man müßte wohl felsenfest daran glauben, und an Merkmalen der Morschheit fehlt es ja nicht. Aber durchdrungen von der Unmöglichkeit dieser Menschen, bin ich so mißtrauisch gegen die Zeit, daß ich in trüben Stunden das Unmögliche darin für möglich halte.

Sei herzlich begrüßt!

T.

Küsnacht den 10. III. 35.

*Lieber Heinrich,*

Deinen Artikel<sup>1</sup> habe ich mit Genuß und bösem Lachen gelesen. Im Ganzen, finde ich, versagt sich die Sprache der Kennzeichnung und Erörterung dieser Grube von Miserabilität. Du findest immerhin einen Ton, eine kalte Manier von der nötigen Gespenstigkeit, darüber zu sprechen, – ein starkes Kunststück.

Frankreich ist immer noch der günstigste Boden für solche Hinweise. In England sieht es schlimmer aus, wie der Effekt zeigt, den der elende Bursche mit seinem Absage-Coup<sup>2</sup> immerhin gemacht hat. Der englische politische Idealismus, die Geistigen des Landes, die den Vertrag von Versailles als moralische Niederlage für England empfinden, opponieren ihrer Regierung, wenn sie vollkommen der Wahrheit gemäß den deutschen Geisteszustand für das europäische Rüsten verantwortlich macht. Diesen Idealismus, den englischen Sozialismus, der an dem Schicksal seiner deutschen Genossen offenbar nicht teilnimmt, sucht das Schwein zu seinen Gunsten mobil zu machen und für sein «Spiel» zu gebrauchen. Es ist ein jammervolles Schauspiel. Und man kann den Anstands- und Friedensfreunden drüben nicht einmal böse sein, wenn ihnen das Innere wichtiger ist als das Äußere, das Hemd näher als der Rock und die eigene Moral näher als die fremde.

Ich kann mich kurz fassen mit meinen Nachrichten, denn wir kommen demnächst. Die Sitzungen des Comité permanent des lettres et des arts finden in Nizza<sup>3</sup> statt, Anfang April; das gibt freie Fahrt und Diäten und bietet also die beste Gelegenheit zu einem Besuch an Deiner Küste. Wir freuen uns herzlich auf das Wiedersehen, nur ist leider die Ausarbeitung einer dummen akademischen Rede

über La formation de l'homme moderne damit verbunden, die mir jetzt Kopfzerbrechen macht. Eine nette formation. Ich werde einfach schimpfen.

Wir waren in Prag, Wien, Budapest, auch Brünn kürzlich, eine erfreuliche Reise<sup>4</sup> mit wohltuenden Eindrücken. In Wien hatte ich zwei überfüllte Abende mit Kundgebungen wie sie nicht dagewesen sein sollen, seit Bruno Walter dort zum ersten Mal nach seinem Hinauswurf aus Deutschland dirigierte. Und zu denken, daß es, die Möglichkeit angenommen, heute in Deutschland nicht anders, ja noch toller wäre. Übrigens war mein alter Freund, der ehemalige Bürgermeister Seitz<sup>5</sup> anwesend, und wir schüttelten uns coram publico die Hände.

In Prag hatten wir ein freundliches Mittagmahl bei Mimi und Goschi<sup>6</sup>, die sich ihrer schönen Wohnung freuen. Über ihre Gesundheit spricht Mimi, oder Maria Mánnowa, wie sie nun heißt, freilich recht wehmütig.

Ein Erholungsaufenthalt<sup>7</sup> in St. Moritz-Chantarella wurde uns durch schlechtes Wetter verdorben. Dafür erfreuen wir uns gegenwärtig hier eines sonnigen Frostes von 14 Grad, was auch noch nicht da war.

Mein dritter Band<sup>8</sup> hat Fortschritte gemacht, läßt aber immer noch Vieles zu tun.

Auf Wiedersehn also sehr bald.

T.

Küsnacht den 28. III. 35

*Lieber Heinrich,*

ich muß Dir die betrübliche Mitteilung machen, daß aus unserem Wiedersehen in diesem Augenblick nichts werden kann. Meine Gesundheit ist recht schwankend, täglich mehr setzt der wahnsinnige Gang der oeffentlichen Dinge, der Gram über die schändliche Verfassung Deutschlands ihr zu, und das Memoire<sup>1</sup>, das ich für das Comité des lettres et des arts geschrieben habe, ist so sehr ein direkter, schmerzenvoller Ausdruck davon geworden, daß es, persönlich mitgeteilt, wohl befremdlich aus dem Rahmen fallen, möglicherweise sogar dem Völkerbund Schwierigkeiten bereiten würde. Ich habe daher in Genf wissen lassen, daß ich es mir versagen muß, in diesem Augenblick an den Sitzungen teilzunehmen und auch den Wunsch ausgedrückt, daß mein Beitrag nicht über den engeren Personenkreis des Comité hinausdringen möge. Unser Reiseplan, so weitgehend schon eingeleitet, wird damit zunächst hinfällig. Wir nehmen uns aber aufs bestimmteste vor, ihn privat noch in diesem Frühjahr, etwa im Mai, zu verwirklichen – dies tröstet mich über das momentane Scheitern meiner Hoffnung, Dich wiederzusehen und mit Dir zu sprechen.

II

Sei also begrüßt bis dahin und verzeih das gewiß kopflos anmutende Hin und Her! Die Anomalität der Zeiten ist schuld daran, die meiner Natur so ungemäß und so belastend für sie ist wie möglich.

Herzlich

T.

Küsnacht-Zürich 3. IV. 35  
Schiedhaldenstraße 33

*Lieber Heinrich,*

recht herzlichen Dank für Deine Worte. Ich schicke Dir die «Denkschrift»<sup>1</sup>, da Du Interesse dafür zeigst. Der Völkerbund beanstandete sanft zwei Stellen, das «Hakenkreuz» und noch etwas. Das machte mir erst klar, daß ich an Ort und Stelle Befremden, vielleicht peinliches, erregen würde. Die Vorstellung, diese Dinge in einer nivellierenden französischen Übersetzung zu Gehör bringen zu sollen, war mir gleichfalls nicht lieb. Hinzu kam, etwas spät, denn ich hatte mir «nichts dabei gedacht», die Überlegung, daß ich Bermann<sup>2</sup> (und auch meinen Münchener Anwalt<sup>3</sup>) von einem solchen Schritt eigentlich vorher hätte in Kenntnis setzen müssen. Die Folge wäre wahrscheinlich meine Ausbürgerung, das Verbot meiner Bücher und das Auffliegen des S. Fischer Verlages gewesen. Auf diesem Wege, auf eine mich wenig befriedigende Weise, halb zufällig, gleichsam aus Ungeschicklichkeit, hatte ich das nicht herbeiführen wollen, und da ich mir außerdem kennzeichnender Weise mit der kleinen Analyse die Nerven verdorben hatte, ließ ich die Sache fallen.

Mit meiner Gesundheit ist es weiter nichts. Der Herzmuskel ist mit Recht nicht mehr ganz der alte, und der Kopf läßt zuweilen Ermüdungs- und Erregungszustände merken. Wie denn wohl auch nicht. Ich habe in Basel einen guten Arzt, Prof. Gigon<sup>4</sup>, durch Annette Kolb<sup>5</sup>, von dem ich mich gelegentlich kontrollieren lasse, und der mir ein leichtes Herzmittel mit Eisen verordnet hat. Im Übrigen ist das Psychisch-Moralische bei mir fast alles. Wenn der Hitler sein verdientes Ende fände, tät' alles wiederkommen, Durst, Appetit und Schlaf.

Es mag sein, daß die Aggression auf diese meine schwache Seite hier unmittelbarer ist, als sie in Nizza wäre. Auch finde ich ein gewisses ängstliches Bedürfnis, in deutscher Kultur- und Sprachsphäre zu bleiben, jetzt nach zwei Jahren nicht mehr so lebendig in mir wie zu Anfang. Es ist richtig, daß die Ost-Schweiz den großen Vorteil für mich hat, ein Stück altes Deutschland zu sein, das dabei geistig zu West-Europa gehört. Aber als Provisorium haben wir auch diesen Aufenthalt

immer nur betrachtet, und Nizza bleibt in Reserve. Du weißt, es handelte sich zunächst um die Ausbildungszeit der Kinder, die wir nicht schon wieder – und zwar in fremdes Sprachgebiet – verpflanzen wollten. Sind auch diese einmal flügge geworden, werden wir kaum hier bleiben, sondern in Deine Nähe rücken. Umstände, die uns bestimmen oder es uns nur ermöglichen könnten, nach Deutschland zurückzukehren, sind kaum denkbar.

Nach Ostern kommen die alten Eltern Katjas<sup>6</sup>, wie jährlich zweimal, auf 10–14 Tage zu Besuch. Im Mai wollen wir bestimmt unsere private Ferienreise<sup>7</sup> an eure Küste ausführen, um Dich und die näher und weiter benachbarten Freunde zu sehen. Meinen Geburtstag, der in angemessener Stille verlaufen wird, werden wir hier verleben. Die Kinder werden sich dazu zusammenfinden. Gleich danach müssen wir wieder auf einen Sprung nach Amerika. Die Harvard University, Cambridge, Mass. will mich anlässlich ihres Commencement day<sup>8</sup> zum Ehrendoktor of letters machen, und so phlegmatisch ich anfangs die Sache behandeln wollte, so begreiflich hat man mir dann zu machen gewußt, daß Harvard was ganz Nobles, das Allerfeinste und Ehrenvollste ist und daß ich unbedingt hinfahren müßte. Was für mich am meisten ins Gewicht fällt: es ist die Universität, die Hanfstängls<sup>9</sup> dummdreiste Angebote so kühl abgelehnt hat, was ein großer Aerger für die deutschen Machthaber war. Hierüber wird der Aerger noch größer sein.

Der schweizerisch-deutsche Konflikt<sup>10</sup> ist sehr spannend. Man kann ihn als Prüfstein ansehen dafür, wieviel die Idee des Rechtes in Europa überhaupt noch gilt. Deutschland ist überzeugt, daß sie nichts mehr gilt; es ist darin am «fortgeschrittensten». Die anderen wissen es noch nicht so, aber etwas blaß und schwach und abgestanden kommt sie ihnen heimlich auch schon vor, und man darf neugierig sein, wieviel Elan sie noch dafür aufbringen werden. – Merkwürdig, daß man an das Letzte und Elendeste, was schlimmer ist als der Krieg, und was sich jetzt hergestellt zu haben scheint, noch garnicht gedacht hat: an den Frieden aus Demoralisation, den Frieden, in dem jeder, wenn er frech genug ist, tun kann, was er will.

Was mir vor allem leid tut, ist, daß Dir der Fall Jacob endgültig die Lust genommen haben wird, jemals Zürich zu besuchen. Ich hätte Dir so gern einmal unsere Landschaft, das Haus, mein schönes Arbeitszimmer gezeigt (es ist mir lieber als das Münchener), und abends hätten wir Dir auf unserem vortrefflichen Musik-Apparat Tschaikowski gespielt. Sicher bestände kaum wirkliche Gefahr für Dich, und ich glaube nicht einmal, daß [Du] zu dem Typ gehörst, auf den die Henker es abgesehen haben. Aber ich kann verstehen, daß Dir graut.

Auf Wiedersehn also in einigen Wochen. Das Manuskript kannst Du mir dann wiedergeben.

Herzlich

T.

*Lieber Heinrich,*

wie voriges Jahr sende ich einen Reisegruß, diesmal von der Rückfahrt, – Amerika mit seiner Hitze und seinen Abenteuern liegt schon seit zwei Tagen dahinten, und in weiteren 4 wird uns dies riesige Schiff (eigentlich deutscher Boden, es ist der ehemalige «Imperator») nach Cherbourg getragen haben, von wo wir die Reise nach Zürich direkt fortsetzen werden, denn Katjas Eltern kommen dorthin zur Feier des 80. Geburtstags der Mutter.

Habe ich Dir von den Hunderten von Briefen geschrieben, die ich zu meinem 60. aus Deutschland bekommen habe? Und was für welche waren es teilweise – mit offener Adresse, sogar von jungen Leuten, aus Arbeitsdienstlagern. Gewiß, da sind noch schöne Reserven an Freiheitsliebe und Anständigkeit vorhanden.

Überhaupt habe ich viel Liebes erfahren. Bermann überbrachte eine schöne Kasette<sup>1</sup> mit den Wünschen der internationalen Literatur, und die großen Schweizer Zeitungen hatten eigene Fest-Beilagen mit zum Teil sehr guten Artikeln. Die Kinder waren alle versammelt, abends am 6. hatten wir eine kleine Gesellschaft, und ich hätte nur gewünscht, das alles in Ruhe in mir ausklingen lassen zu können. Statt dessen mußten wir gleich zu dieser Reise packen, die ich als überflüssig empfand, die aber glücklich und reich an Eindrücken verlaufen ist.

In Harvard<sup>2</sup> wurde ich zusammen mit Albert Einstein promoviert, und die Beifallsdemonstrationen des 6000 köpfigen Publikums bei Nennung unserer Namen dauerten jedesmal minutenlang. Das Ganze war von dem erst 40 jährigen Präsidenten der Universität, einem angesehenen Chemiker, Prof. Conant<sup>3</sup>, bei dem wir wohnten, wohl überlegt und mit dem Präsidenten Roosevelt, einem ehemaligen Harvard-Schüler, vereinbart worden. Der Präsident lud uns zu sich ein nach Washington, und nachdem wir einige Tage auf dem Lande, in Riverside am Sund, im Hause eines holländisch-amerikanischen Schriftstellers, Hendrik van Loon<sup>4</sup>, verbracht hatten. Bei ihm hatte ich solche [?] einer gewissen Geringschätzung des Parlamentarismus und Neigung zum Selbstherrschertum, aber ich bin überzeugt, daß er es gut meint mit der Demokratie und daß sein ganzes Experiment darauf ausgeht, sie zu retten.

Die Hitze in Washington<sup>5</sup> ist im Sommer einfach tropisch, eine wahre Strapaze. New York, obgleich auch schon auf dem Breitengrad von Neapel, kam uns danach fast frisch vor. Wir hatten dort zum Schluß noch einige gut besetzte Tage und führen nun wieder dies schon gewohnte, aber immer sonderbare Hotel-Leben im Rundhorizont bei unausgesetzter artiger Fortbewegung, die man nicht merkt, oder nur an einem schwachen Pulsieren des Fußbodens, denn das Riesen-Boot geht vollkommen ruhig. Es ist merkwürdig zu denken, daß unsere hotelzimmerartige Kabine, 3 Meter hoch, derselbe Raum ist, in dem wir am Abend der Abfahrt

mit Knopfs in der feuchten Schwüle von New York saßen und Whisky mit Soda tranken. Es ist derselbe Raum, aber an ganz anderem Ort und in ganz anderem Klima, denn aus dem Golfstrom sind wir heraus, und es ist sehr kühl geworden, wie denn auch wohl in Europa die Hitze-Periode vorüber ist.

Wir sprechen oft von Deinem und Goschi's Besuch, auf den wir uns herzlich freuen. Da in den August noch unsere Reise nach Salzburg fällt, wird es am besten sein, ihn auf Anfang September anzusetzen. Von den Kindern wird dann nur allenfalls Golo anwesend sein, und das Wetter ist auch das günstigste um diese Zeit. Es wird schön sein, Dir unseren Schweizer Lebensrahmen zu zeigen, ein paar Ausflüge mit dem Wagen zu machen und abends Musik zu hören.

Auf Wiedersehn also, schreibe mir bald nach Küsnacht, ob Dir der Termin recht ist!

Dein

T.

Küsnacht-Zürich 11. II. 36.  
Schiedhaldenstraße 33

*Lieber Heinrich,*

Korrodi's Mesquinerien und Schnödigkeiten<sup>1</sup> gegen die Emigration hatten im Zusammenhang gestanden mit unserer Erklärung gegen Schwarzschild zugunsten des auswandernden Bermann, und so hatte ich das Gefühl, meine innere Zugehörigkeit zu denen, die das Dritte Reich ausstieß oder die es flohen, einmal unzweideutig bekunden zu müssen. Auch vor der Welt war dies notwendig geworden, die zum Teil von meinem Verhältnis zum Hitler-Reich unangenehm halb- und halbe Vorstellungen hat. Vor allem aber war es für mich selbst eine seelische Notwendigkeit, dem machthabenden Gesindel einmal, wenn auch in den gemessensten Worten, meine Meinung zu sagen und es wissen zu lassen, daß ich seine Rache nicht fürchte. Ich glaube, ich habe meinen Augenblick nicht schlecht gewählt und befinde mich besser seitdem. Wenn sie mich ausbürgern<sup>2</sup> und meine Bücher verbieten, so darf ich mir sagen, daß entweder in 1½ bis 2 Jahren der Krieg da ist – oder in derselben Frist sich in Deutschland Zustände hergestellt haben müssen, die auch die Verbreitung meiner Bücher wieder erlauben. Übrigens bin ich noch garnicht so sicher, daß sie zurückschlagen. Es ist durchaus möglich, daß sie es wie Früheres schlucken und sich damit begnügen, mir weiter Habe und Paß vorzuenthalten. Olympiade<sup>3</sup> und Außenpolitik sprechen dafür.

Bermann hat in Zürich Schwierigkeiten. Die Gilde<sup>4</sup> ist aus Eifersucht gegen ihn. Der Mißerfolg ist noch nicht entschieden; tritt er ein, so bleiben Wien und Prag<sup>5</sup>. Bermann hat sich mit Heinemann<sup>6</sup>, London, liiert; es wird eine internationale Firma Fischer-Heinemann mit amerikanisch-englischem Kapital, politisch sehr unabhängig dadurch, deren deutsche Abteilung B. selbständig leiten wird, eine gute, durchaus aussichtsreiche Sache. Schwarzschilds Angriff ging vollständig fehl. Landshoff<sup>7</sup> selbst schreibt mir, er habe in der Gründung weiterer Verlage im Ausland nie eine Gefahr gesehen, sondern im Gegenteil eine Entlastung. Die Monopolstellung einer zu kleinen Anzahl von Verlagen sei auf die Dauer unzutraglich. – Die Hauptfrage bleibt, unter welchen Bedingungen, mit einem wie blauen Auge, Bermann in Berlin loskommt. –

Nach gesprochenem Wort denke ich mich zu halten wie bisher. Die Beteiligung an der Moskauer Zeitschrift<sup>8</sup> liegt nicht auf meiner Linie. Ich bin meinem Schweizer Gastland, in dem ich mich sehr gern vor Ablauf der gesetzlichen Frist einbürgern lassen möchte, gewisse Rücksichten schuldig und mag mich überhaupt, bei aller Sympathie, nicht zu ausdrücklich aufs Kommunistische festlegen lassen.

Herzlich

T.

Küsnacht-Zürich 24. II. 37  
Schiedhaldenstrasse 33

*Lieber Heinrich,*

mit der neuen Zeitschrift, Zweimonatsschrift, «*Maß und Wert*»<sup>1</sup> wird sie heißen, soll es nun Ernst werden. Die Geldgeberin, eine reiche Frau Mayrisch<sup>2</sup> (der Name soll *verschwiegen* werden) war neulich mit ihrem Pariser Vertrauensmann Jean Schlumberger<sup>3</sup> hier, und es gab Konferenzen mit dem Verleger Oprecht<sup>4</sup>, mir, der als Herausgeber fungieren soll, und Ferdinand Lion<sup>5</sup>, der die Redaktion führen wird. Man ist zum Entschluß gekommen, Lion hat im Kontakt mit mir zu planen und zu sammeln begonnen, und die erste Nummer soll Anfang Juni erscheinen.

Ich muß sagen: ich freue mich über den Beschluß und auf das, was da werden kann. Die Zeitschrift soll möglichst positiv wirken, produktiv, zugleich bewahrend und zukunftswillig und trachten, sich Vertrauen, ja Autorität zu gewinnen als anerkannter Sammelplatz freien deutschen Geisteslebens. So ungefähr.

Natürlich rechnet man sehr auf Dich. Lion wird Dir selbst [schreiben] und Dir wohl genauere Wünsche vortragen. Ich will ihm mit diesen Zeilen nur den Weg bereiten. Vor allem und auf jeden Fall hatte ich an ein Stück aus dem zweiten

Bande des «Henri» gedacht. Vielleicht aber lassen sich noch andere Verabredungen treffen.

Wir waren drei Wochen in Arosa<sup>6</sup>, es hat uns gut getan. Ich arbeite recht ange-  
regt an meiner Goethe-Novelle<sup>7</sup>. Auch habe ich Freude an der starken Wirkung  
des «Briefwechsels»<sup>8</sup>; von der deutschen Ausgabe ist schon das 15. Tausend im  
Handel, und viele Übersetzungen liegen vor. Die französische erscheint in  
«Marianne»<sup>9</sup>.

Dein Aufsatz über Hitlers «Rede»<sup>10</sup> war hochkomisch und ein Hochgenuß.

Herzlich

T.

Cunard White Star  
R.M.S. «Queen Mary»  
20. II. 38

*Lieber Heinrich,*

einen Gruß von unserer vierten Amerika-Fahrt<sup>1</sup> und gute Wünsche für Dein Wohlergehen unterdessen. Auch Du wirst niedergeschlagen sein von den neuen politischen Greueln. Wer hätte gedacht, daß Oesterreichs Fall<sup>2</sup> so plötzlich und widerstandslos kommen würde! Die Oeffentlichkeit, auch die Schweizer Presse, war zunächst völlig desorientiert; man stellte die Sache als eine Schlappe des Ribbentrop<sup>3</sup> dar. Erst aus den Pariser Zeitungen erfuhren wir, wie es steht. Der arme verratene und verlassene Schuschnigg<sup>4</sup>! Er ersucht seine Nazi, «ihre neuen Rechte nicht zu mißbrauchen». In Graz hatten sie bereits den «Ordnungsdienst». – Wir sind in diesen Tagen (bis morgen noch) sehr spärlich unterrichtet und übersehen die Lage schlecht. Ich verliere viel an Wien, wo ich mich noch vorigen Winter<sup>5</sup> ergreifend aufgenommen fand. Ob auch mir der Weg nach Prag frei bleibt? Der Boden schwindet mehr und mehr. Auch für die Zeitschrift<sup>6</sup> hatten wir nicht mit einem so baldigen Ausfall Oesterreichs gerechnet. Es trifft sich schlecht, daß ich mich im Augenblick mit niemanden besprechen kann.

Die winterliche Ozeanreise hatte ich mir schlimmer vorgestellt. Wir haben sehr ruhige Fahrt, das Riesenschiff, fast unangreifbar, wie es scheint, rollte nur einen Tag *seitlich*, wovon man nicht seekrank wird. In Amerika wird es ernst diesmal: eine lecture Tour<sup>7</sup> durch 14 Städte bis nach Los Angeles, mit dem Thema «The coming victory of Democracy» – nur Mut. Beginn am 1. März in Chicago vor 4000 Menschen, es ist ausverkauft. Das Vorspiel ist in der Yale-University, New Haven, wo ich bei der Eröffnung einer «Th. M. Collection»<sup>8</sup>, einer Art von Archiv mit Manuskripten, Übersetzungen etc., ebenfalls reden muß.

Es wird anstrengend, und bei all dem bin ich durch die Unsicherheit der Lage bedrückt. Sehr ungern wanderte ich aus. Und doch wäre es wohl das Klügste, gleich in Amerika Quartier zu machen.

Wenn Du mir schreiben willst, thu es unter der Adresse meines Managers Harold R. Peat<sup>9</sup>, 2 West 45. Str. N.Y.

Herzlich

T.